

# 1. Teil

## Deutschland

### O Deutschland, hoch in Ehren, ...

von

Pastor i. R. Gerhard Aden<sup>3</sup>

Mein Elternhaus war kaisertreu und vaterländisch, *O Deutschland, hoch in Ehren, du heiliges Land der Treu* – dieses und andere Lieder klingen mir aus den Tagen des Kriegsausbruches 1914 nach, und sie bewegen mich bis heute. Auf dem Fehn in Ostfriesland wussten wir bis 1914 wenig von der Welt. Mein Vater hatte als Schiffer wohl etwas von ihr gesehen, aber er las nur das Kirchenblatt und natürlich die Bibel. Gelegentlich kam eine Ausgabe der Berliner *Vossischen Zeitung* ins Haus. Wir waren nicht arm, aber das Leben war in dem ostfriesischen Bauernhaus am Torfkanal eng, einmal im buchstäblichen Sinne. Wir waren acht Kinder, davon 7 Söhne. Ich war der jüngste. Es war auch eng im übertragenen Sinne. Man glaubte an das zweite Gesicht. Einer Nachbarin war ihr Mann im Traum leibhaftig erschienen, und später erfuhr man, dass er um diese Zeit auf See umgekommen war. Unser Hausmädchen erzählte, dass in bestimmten Nächten Aale aus den Wassergräben herausschnellten und unachtsame Kinder verschlangen.

Der Kaiser und seine fromme Familie waren unser Vorbild und Held der Nation. Der Kaiser lebte in Berlin. Niemals war jemand aus unserer Familie oder Nachbarschaft auch nur in der Nähe von Berlin gewesen. Meine Mutter ist in ihrem 90jährigen Leben nur ein- zweimal in unserer Kreisstadt Leer gewesen. Der Kaiser war groß. Er konnte sich täglich die leckersten Dinge leisten. *Wenn ich Kaiser wäre*, so sagte ich einmal als

---

<sup>3</sup> Auch zum 20. Todestag meines Vaters. Die folgenden Aufzeichnungen stammen von meinem Vater, Pastor Gerhard Aden, geboren in Stiekelkamperfehn/Ostfriesland am 14.6.1906, gestorben am 16.11.1989 in Oldenburg. Mein Vater hat diese in den Jahren um 1980 geschrieben. Er spricht von sich als Johannes, er hieß Gerhard *Johannes* Aden. Ich habe die Texte in die Ichform umgeschrieben und auch sonst sprachlich etwas geglättet, aber solche Stellen nicht, in denen mein Vater sich zu den Verirrungen der Zeit und seinen eigenen bekennt. Er war dafür zu ehrlich. An manchen Stellen habe ich aus mündlichen Berichten nachgestellt. Von mir stammt auch die Überschrift. Mein Vater und ich haben viele und lange Spaziergänge gemacht, und immer wieder waren unsere Gesprächsthemen das hier Aufgeschriebene.  
Dr. jur. M. Aden, Essen, im Gedenken an den 20. Todestag

Kind – *würde ich jeden Tag Schokoladensuppe essen*. Das sagte ich in unserem ostfriesischen Plattdeutsch. Das war die allgemeine Umgangssprache. Sie ist heute als Umgangssprache ausgestorben. Hochdeutsch lernte ich erst in der Volksschule. Hier habe ich auch die Bibel und biblische Sprüche so gelernt, dass ich später als Theologiestudent insofern nichts mehr hinzulernen musste.

Durch meine studierenden Brüder, der älteste war 18 Jahre älter als ich, weitete sich zwar ab 1912 etwas der Blick. So erinnere ich mich, wie am Familientisch einmal über den Balkankrieg gesprochen wurde. Aber er blieb doch eng genug. So eng, dass wir die folgende Begebenheit ohne weiteres in einen weltgeschichtlichen Bezug stellten. In der Neujahrsnacht auf 1914 überraschte der Pastor von Reepsholt, einer Gemeinde in Ostfriesland, einen Dieb in der Kirche und wurde von diesem ermordet. Eine völlig unerhörte, unser Fassungsvermögen übersteigende Tat. Wir wussten: *Dat hett wat tau bedüden - dor kummt wat nau – das hat etwas zu bedeuten, da kommt was nach!*

Der Mord von Sarajewo kam danach. Es war klar, dass der Kaiser unsere deutschen Brüder in Österreich nicht allein lassen konnte. Mit den Franzosen war einfach kein Auskommen. Mein sonst so frommer Vater, dessen Vater 1811, also noch während der napoleonischen Besetzung Ostfrieslands gleichsam als Franzose geboren war, konnte noch aus der Franzosenzeit erzählen, *de Düwel van Franzosen*. Eine bestimmte, besonders unangenehme Sorte Unkraut, eine Art Schlinggewächs, hieß bei uns *Franzosenkraut*. So nenne ich es noch heute.

Bekränzte Pferdewagen geleiteten die stürmisch gefeierten Soldaten 1914 auf ihren Weg in den Krieg zum Dorf hinaus. Ich war acht Jahre alt und sehr stolz darauf, dass so viele meiner Brüder für das Vaterland standen. Mein Bruder Jakob war als U-Boot-Mann gleich dabei, mein Bruder Eilhard kam aus dem 5. theologischen Semester und bat meinen Vater, sich freiwillig melden zu dürfen; er war später in Galizien. Menno wurde mit 18 Jahren eingezogen, er überlebte Verdun. Karl, der mit erst 16 Jahren schon zur See fuhr, kam aus einem Treffen mit einem britischen Kriegsschiff nur knapp mit dem Leben davon. Wir lebten alle in der Gewissheit, dass Deutschland eine gerechte, ja heilige Sache vertrete. Im Kindergottesdienst sangen wir das *Deutschlandlied*. Das Wort *Gott strafe England* wurde zwar wohl in der Kirche nicht gesagt, aber sicher auch nicht abgelehnt.

Wie meine älteren Brüder, welche den Weltkrieg als Soldaten mitgemacht hatten, wie unsere ganze Familie und die Mehrheit unseres Volkes war auch ich von dem Unrecht, welches man Deutschland in Versailles angetan hatte, überzeugt. Wie war das alles geschehen? Wer war schuld? Schuld waren die da oben. Ebert, Scheidemann, Noske. Aber im Grunde,

so redete man je länger, desto mehr, gab es nur einen Schuldigen: *den Juden!* Er hatte Deutschland um den Sieg gebracht! Juden hatten schon die russische Revolution veranstaltet und Russland in den Bolschewismus getrieben. Juden hatten 1918 auf Seiten der Revolutionäre gestanden. Rosa Luxemburg, Kurt Eisner, Karl Liebknecht und viele andere.

Wir auf dem Fehn kannten eigentlich gar keine Juden. Nur im Nachbardorf gab es eine jüdische Familie, die als Fleischer wohl mal zu uns ins Haus kam, und die Textiltrödler, welche durchs Land zogen, waren oft Juden. Wir empfanden keine Antipathie. Wenn etwas zu sehr durcheinander ging, war der Ausdruck dafür: *Das geht ja zu wie in einer Judenschule.* Mein 16 Jahre älterer Bruder, Theologiestudent, meinte einmal zu meiner Mutter, es sei doch nicht recht, einen Konfirmationsanzug ausgerechnet vom Juden zu kaufen. Aber das war es eigentlich schon. Wir empfanden Juden als anders und fremd. Für uns, die wir sehr kirchlich waren, war es auch unverständlich und sogar schuldhaft, dass diese Menschen lebten, ohne an Jesus zu glauben. Die tiefe Enttäuschung über die Niederlage im vor Gott und den Menschen als gerecht empfundenen Krieg ließ uns, auch mich, aber nach den Schuldigen suchen. Der amerikanische Präsident Wilson hatte uns Deutsche mit seinen 14 Punkten, die er dann nicht einhielt, verraten, die Juden spielten eine große Rolle in Amerika – da konnte man sich etwas zusammenreimen.

Als ich 16 Jahre alt war, also um 1922, fiel mir ein Buch in die Hände: *Die Sünde wider das Blut.* Mir stand ein halbjüdischer Mitschüler vor Augen, und ich konnte nicht umhin, in den Ausführungen dieses Buches einen richtigen Kern zu sehen: *der Jude ist ein anderer Typ und Menschenschlag als der Deutsche.* In unserem Erdkunde-Lehrbuch von 1925 las ich, dass unser Schönheits- und Heldenideal im nordischen Typ verkörpert sei. Das nahmen ich und andere, die sicher waren, diesem Typ anzugehören, gerne auf. Als Hitler nach seiner Haftentlassung die durch den gescheiterten Putsch von 1923 vor der Auflösung stehende NSDAP neu aufbaute, hörte man fast in jeder Versammlung: *Die Juden sind unser Unglück.* Die Provinzzeitungen scheinen diesen Meinungen nicht ferngestanden zu haben. Sie schrieben, was dem Gefühl des Volkes entsprach, und dieses Gefühl wieder nährte sich aus diesen Berichten. Wirkliche oder angeblich von Juden verübte Kapitalverbrechen wurden groß herausgebracht. Ich habe durch solche Lektüre auch etwas von meinem Antisemitismus mitbekommen.

Die großen überregionalen Zeitungen schrieben es anders; natürlich, denn diese hatten zumeist jüdische Herausgeber oder Redakteure. Diese Zeitungen erreichten uns aber nicht. Viele Ausprägungen des Judentums, oder das, was wir als solche wahrnahmen, habe ich abgelehnt, insbesondere habe ich mit meinen geringen volkswirtschaftlichen Kenntnissen Judentum und Kapitalismus und – eigentlich in Widerspruch dazu – Judentum und

Bolschewismus gleichgesetzt. Sinnbild des jüdischen Kapitalismus waren für mich die Großkaufhäuser, z. B. Hermann Tietz (Hertie).

Die spätere Zurückdrängung der Juden aus dem öffentlichen Leben, etwa durch die Nürnberger Gesetze, habe ich, um ehrlich zu sein, innerlich nicht missbilligt, auch wenn ich die Formen nicht für gerecht hielt. Die Auswirkungen dieser Politik zeigten sich allerdings in meiner Heimat ohnehin nicht. Es gab bei uns keine hinreichende Zahl von Juden in Beamtenstellungen. Meine Familie und meine Freunde dachten ähnlich, aber ich kannte keinen Radauantisemiten. Auch die Kirche stand diesen Gedanken nicht fern. Erst später las ich, was Martin Niemöller schrieb, etwa: ...*wir als Volk haben unter dem Einfluss des jüdischen Volkes schwer zu tragen gehabt.*<sup>4</sup> Das war wohl so etwa auch unsere Meinung.

Mein Vater hatte seine Ersparnisse aus seiner Zeit als Schiffer, wie man das damals oft tat, in privaten Hypotheken angelegt. Diese waren durch die Inflation wertlos geworden, so dass meine Eltern, die nun um die 60 Jahre alt waren, nur von ihrer kleinen Landstelle leben mussten. Mein Bruder Theodor studierte unter kümmerlichen Umständen, gelegentlich von unserem Bruder Jakob unterstützt; für mich als Jüngsten war eigentlich nichts mehr da. Ich habe es meinem ältesten Bruder Johann, Pastor in Völlen/Ostfriesland, zu verdanken, dass ich mein Abitur machen konnte. Er nahm mich, obwohl selbst verheiratet, in sein Haus auf, um mich von dort zum Gymnasium in Papenburg zu schicken. Das tat er aber in der Erwartung, dass auch ich Theologie studieren würde. Ich hätte mir auch ein anderes Studium, etwa Medizin oder Jura, vorstellen können.

1926 begann ich mein Studium als Theologe. Die ersten beiden Semester brachte ich in Göttingen zu. Meine Freunde und ich waren voller Idealismus und Liebe zum Vaterland. Hitler würde es schaffen, das Volk aus dem Sumpf der Rechtlosigkeit herauszuführen. Ich freute mich über die SA-Gruppen, wenn sie durch die Straßen von Göttingen zogen und ihre Kampflieder sangen. Ich erinnere mich an das Lied *Brüder in Zechen und Gruben, Brüder hinter dem Pflug ...*, welches die verschiedenen Stände unseres Volkes zum Neuaufbau aufrief. Das *Horst -Wessel-Lied*<sup>5</sup> habe ich da noch gar nicht gehört. Es hat mir aber auch später nicht wirklich missfallen. Ich finde, es hat einen gewissen Schmiss. Der Inhalt entsprach weithin meinen eigenen Gedanken, etwa ... *Schaffendes Deutschland erwache, reiße deine Ketten entzwei.* Das waren die uns durch Versailles auferlegten Reparations- und Zinszahlungen, die uns nach dem Willen Frankreichs noch auf Jahrzehnte knebeln sollten.

---

4 Junge Kirche Jg 1, 1933, S. 269 ff

5 *Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen! SA marschiert, in ruhigem, festen Schritt...*

Zur Wahl am 20. Mai 1928 habe ich aktiv Propaganda gemacht. Ein bisschen komisch kam ich mir aber schon vor, als ich da in den besseren Bürgervierteln von Bonn, wo ich auch selbst meine Bude hatte, für unsere sozialistische Arbeiterpartei warb. Aber ich sah in dem Parteinamen hauptsächlich das „national-sozialistisch“. Bei dieser Wahl habe ich zum ersten Mal NSDAP gewählt.<sup>6</sup> Hitlers *Mein Kampf* hatte ich damals nicht gelesen. Mir genügte das Parteiprogramm. Hitler war selbst Programm. Ein toller Kerl. Er war Freiwilliger des Weltkriegs gewesen. Als Gefreiter und gar als Ausländer war er mit dem EK I ausgezeichnet worden! Wo gab es das sonst? Die kümmerlichen wirtschaftlichen Verhältnisse, in welche meine eigene Familie wie so viele andere deutsche Familien zurückgeworfen waren, die Massen beschäftigungsloser Arbeiter haben mich wie so viele andere davon überzeugt, dass nur ein starker Mann Deutschland endlich wieder zur Ruhe bringen und ihm die Anerkennung zurückgewinnen werde, welche ihm von den Siegermächten auch zehn Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs versagt wurde. Nach meinem Wechsel nach Bonn fand ich über einen Kommilitonen Zugang zum NS-Studentenbund. Das war eine Gruppe von etwa zwanzig Studenten aller Fakultäten, unter denen die Theologen das Hauptkontingent stellten. Wir sprachen über die Zukunft des Reiches, zumal hier in Bonn, welches noch von den Franzosen besetzt war. Es gab Gesprächsabende über Rassenunterschiede, auch über den starken Einfluss des Judentums auf Literatur, Film, Politik, Kunst usw. Da gab es auch Vorträge, die an Hans Grimms *Volk ohne Raum* angelehnt waren.

1929 trat ich der NSDAP bei. Das tat ich aus einer Mischung von patriotischen und sozialen Gefühlen. Als ich 1930 in meinem 7. Semester aus Kiel nach Bonn zurückkehrte, habe ich die NS-Studentengruppe in Bonn geleitet, in welche inzwischen allerdings allerlei Rabauken Eingang gefunden hatten, die mit uns Theologen nicht mehr viel zu tun haben wollten. Zu diesem Amt war ich durch eine Anweisung des Reichsjugendführers praktisch gezwungen worden, da die Gruppe ziemlich in Unordnung geraten war. Der idealistische Grundton war verflogen. Ich leitete einmal eine große Veranstaltung mit Dr. Joseph Goebbels. Die Bonner Beethovenhalle war bis auf den letzten Platz gefüllt.

---

6 Niemöller bekannte nach der Machtübernahme Hitlers, er habe seit 1924 nationalsozialistisch gewählt, vgl. Baumgärtel *Kirchenkampflegende, 1959, S. 32*. Noch 1934 schrieb der Nachkriegskirchenpräsident von Hessen an Hitler: *Wir tragen Ihr Werk mit dem besten, das wir geben können – dem Gebet der Kirche.* (zitiert nach: *Die Zeit* v. 15. Januar 1982, S. 5) Niemöller, vgl. Einträge im Brockhaus u. ä., war im 1. Krieg erfolgreicher U-Boot-Kommandant gewesen und hatte nach dem Krieg Theologie studiert. N. galt als national. Ab 1935 immer schärferer Gegner des NS Staates. Nach dem 2. Weltkrieg Kirchenpräsident in Hessen-Nassau; Schwenk nach links mit starken Sympathien für den Kommunismus. N. wurde Träger eines hohen sowjetischen Ordens.

Über die Machtergreifung Hitlers 1933 habe ich mich wie viele aufrichtig gefreut. Meine niedrige Partei-Nr. 132.657 hätte mir nach der sogenannten Machtergreifung das goldene Parteiabzeichen eintragen können. Jedenfalls hätte ich wohl Anspruch gehabt, bei der Verteilung von Ämtern berücksichtigt zu werden. Mein Beruf schloss das aber aus. Vielleicht waren es auch erste Zweifel an dem Regime, welche sich ab 1933, jedenfalls nach dem Tode Hindenburgs am 2. August 1934, und dann immer deutlicher einstellten. Ich war aber noch kein Gegner des Regimes. Ich war aber ein Gegner mancher, später vieler seiner Ausprägungen. Seit 1930 habe ich für die Partei aber nichts mehr getan, nur den Mitgliedsbeitrag habe ich bezahlt. Seit 1932 war ich Vikar in Schortens.

Erst etwa ab 1935, als ich in Delmenhorst Pastor geworden war und immer deutlicher den kirchenfeindlichen Kurs von Partei und Staat erkennen musste, habe ich mich von der Partei innerlich abgewandt. Einen Austritt habe ich aber nicht erwogen, er wäre auch bei den herrschenden Verhältnissen kaum möglich gewesen. Ich konnte mir mit meinem Parteibonus manche Kritik erlauben, die anderen unmöglich war. Ein Delmenhorster Sozialdemokrat, Gratzki, der 1945 wegen defätistischer Äußerungen gefangen saß und nur knapp der Erschießung entging, sagte mir etwa 1937 nach einer Predigt: *Hätte ich das gesagt, was Sie, Aden, auf der Kanzel gesagt haben, hätte man mich schon abgeholt.*<sup>7</sup> Ich konnte mir auch erlauben, was sich 1938 niemand mehr traute, als ich mich in Delmenhorst vor den Juden Hirschtick stellte und die Straßenmeute hinderte, seine Fenster einzuwerfen. Am Morgen danach wurde ich offiziell beim Kreisleiter vorstellig, um gegen die Synagogenschändungen zu protestieren. *Was will der Pfaff* – rief man mir entgegen; aber ich war immerhin alter Parteigenosse und Deutscher Christ.

Ich war allerdings erschüttert, dass die Kirche sich zu diesen empörenden Vorgängen gar nicht äußerte. Wenn doch mindestens am Sonntag oder übernächsten Sonntag nach dem Verbrechen ein Kanzelwort an die Gemeinden gegangen wäre, um die Menschen über die Haltung der Kirche aufzuklären! Das hätte gewiss Verhaftungen gegeben, aber durchs Volk wäre eine Erleichterung gegangen. Die Kirche hat hier kläglich versagt, zumal wenn man die Huldigungen bedenkt, welche die Kirche dem Führer anlässlich seines 50. Geburtstages wenige Monate darauf am 20. April 1939 brachte.

Die innerkirchlichen Auseinandersetzungen zwischen Bekennender Kirche und der Landeskirche waren schlimm. Unser oldenburgischer Bischof Volkers war ein Mann voll echter, ungeheuchelter Frömmigkeit. Volkers

---

<sup>7</sup> Gratzki war nach dem Kriege Stadtkämmerer in Delmenhorst und schrieb am 18. Juni 1946: *Als vom 3. Reich Verfolgter und vom Volksgericht in Berlin zum Tode verurteilter bescheinige ich Pastor Gerhard Aden, dass er sich niemals gescheut hat, die Missstände im 3. Reich anzuprangern und das unchristliche Gebaren der Partei in aller Öffentlichkeit zu geißeln.*

hatte sich für Hitler ausgesprochen und die Sache der Deutschen Christen. Auch ich war einer von diesen geworden. Die drei, später vier Pastoren an der Stadtkirche in Delmenhorst sprachen z.T. nicht miteinander. Die Grenzen waren oft unübersichtlich. Es gab Mitglieder der Bekennenden Kirche, die glühende Anhänger Hitlers, aber nicht der Deutschen Christen waren. Ich war eigentlich nicht so sehr Anhänger Hitlers, mir ging es vielmehr immer nur um Deutschland und bei zunehmender Gefahr um die Kirche. Die unverantwortlichen Reden, welche von manchen Deutschen Christen gehalten wurden, konnten auch uns in Oldenburg angelastet werden. Ich erinnere mich an eine Rede, die ein Dr. Krause im Berliner Sportpalast hielt, in welcher er das Alte Testament unflätig in den Dreck zog. Es gab schreckliche Entgleisungen bei den Deutschen Christen, wenn etwa das Führerbild neben dem Kruzifix auf dem Altar stand. Es soll auch vorgekommen sein, dass im Gottesdienst das *Horst-Wessel-Lied* gesungen wurde. Aber bei uns in Delmenhorst gab es so etwas nicht.

Im Grunde habe ich zwar wohl bis zuletzt daran geglaubt oder glauben wollen, dass es sich bei den immer häufigeren Zeichen des Unrechtsstaates um nichttypische Einzelfälle handele, welche im Rahmen des Neuaufbaus eines Staates und insbesondere während des Kriegs unvermeidlich sind. So lernte ich es bei einer Wehrübung 1937 in Hamburg kennen. Man bejahte den *National*-sozialismus, aber man lehnte den Ungeist ab. Man war allgemein der Meinung, dass es sich dabei um untypische Randerscheinungen handele, welche Hitler nicht billige. Mehrfach habe ich erlebt, dass Parteigrößen, die ebenfalls an der Wehrübung teilnahmen, die aber (noch) keinen militärischen Rang hatten, geradezu schikanös behandelt wurden. Der Geist war gut, oft geradezu ausgesprochen christlich. Der Batteriechef bat mich als Pastor, zur Vereidigung der Rekruten eine Ansprache zu halten. Bei den Offizieren der Wehrmacht war noch viel an christlichem Fundus. Das traf auch noch auf die Jahre 1938 und 1939 zu. Allgemein kann ich sagen, dass mit der Höhe des Ranges das Ansehen der Kirche und damit des Pfarrers zunahm. Ich erinnere mich besonders an ein vor Leningrad mit General Linnemann geführtes Gespräch.

1939 zog niemand begeistert in den Krieg. Ich war aber kein Gegner des Kriegs. Vielleicht habe ich zu wenig nachgedacht, zu wenige Fragen gestellt. Ich sah darin einen uns aufgezwungenen Kampf gegen eine Übermacht von Feinden. Die Niederlage Polens schien mir wie wohl den meisten Deutschen als gerechte Strafe für die Übergriffe Polens gegen Deutsche in den Abtretungsgebieten des Ersten Weltkriegs. Der deutsche Sieg über Frankreich hat uns alle begeistert. Bei Ausbruch des Kriegs gegen die Sowjetunion teilte ich die ungunstigen Gefühle der Mehrheit unseres Volkes, aber die bis dahin unbestreitbaren Erfolge der deutschen Führung ließen in mir keinen Zweifel, dass dieser Krieg gegen Russland notwendig sei. Ich bin eigentlich nicht auf den Gedanken gekommen, dieser Krieg sei ein NS- oder Hitlerkrieg zur Eroberung fremden Gebietes. Es war die

allgemeine Ansicht, dass Deutschland nach der Wiedervereinigung mit Österreich und dem Sudetenland groß genug sei. Beide Maßnahmen habe ich herzlich begrüßt und für gerecht gehalten. Die Einverleibung Böhmens und Mährens fand ich aber schon etwas bedenklich, weniger wohl aus moralischen Gründen, denn diese Länder hatten ja über 1000 Jahre zu Deutschland gehört, eher aus rassisch-völkischen Gründen, kamen doch so auf einen Schlag rd. 5 Millionen Slawen ins Reich.

Als der Krieg begann, war ich auch froh, dass der unerquickliche Kirchenstreit für mich erst einmal zu Ende war. Den kurzen Polenfeldzug erlebte ich nur von ferne als Adjutant in Oldenburg. Im April 1940 wurde ich zur Fronttruppe versetzt und machte den Frankreichfeldzug als Adjutant und Ordonnanzoffizier mit. Nach Ausbruch des Kriegs mit Russland wurde ich zum Oberleutnant befördert und kam mit dem Vormarsch als Batteriechef vor Leningrad, an den Wolchow. Am 21. April 1943 wurde ich wegen Bewährung an der Front vorzeitig zum Hauptmann d. R. befördert. Ich war Träger des EK 2 und EK 1. Das Eiserne Kreuz 1. Klasse habe ich unter dem 10. Juli 1943 dafür bekommen, dass meine Batterie auf Grund meiner Berechnungen einen vor Kronstadt liegenden russischen Kreuzer so geschickt traf, dass er sank. Zuletzt war ich Adjutant einer Batterieschule in Dolle bei Magdeburg, Diedenhofen und Mainz. Am 13. April 1945 geriet ich in Dolle in amerikanische Gefangenschaft. Für mich wäre es niemals in Betracht gekommen, mich etwa unter Berufung auf meinen geistlichen Stand freistellen zu lassen. Ich war kein begeisterter Soldat, aber ich war es auch nicht ungerne. Ich war Soldat, weil ich meine Pflicht, so wie ich sie damals verstand, gegenüber Volk und Vaterland erfüllen wollte. 1940 machte mir ein Vorgesetzter, der beste verwandtschaftliche Beziehungen zum Heerespersonalamt hatte, den Vorschlag, den im NS-Staat doch perspektivlosen Pfarrerberuf aufzugeben und statt dessen als Berufsoffizier Karriere zu machen. Ich war diesem Gedanken nicht einmal abgeneigt. Aber ich hätte mich vor mir selber und allen, denen ich nahestand, geschämt, in diesen Zeiten der Kirche untreu zu werden.

\*

Mein Vater hat die Bundesrepublik Deutschland immer als Provisorium angesehen. Die Öffnung der Mauer, eine Woche vor seinem Tode, hat er noch erlebt.

\*